GENDER OPEN REPOSITORIUM

Familiale Geschlechterarrangements : oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen

König, Tomke

2006

https://doi.org/10.25595/1668

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

König, Tomke: *Familiale Geschlechterarrangements : oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 12 (2006) Nr: 18, 15-35. DOI: https://doi.org/10.25595/1668.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Tomke König

Familiale Geschlechterarrangements

oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen

Es gibt sie immer noch: Paare, die gemeinsam in einem Haushalt leben und Kinder bekommen. Nicht nur Frauen und Männer, sondern auch Frauenpaare und Männerpaare entscheiden sich dazu, Familien zu gründen. Und das, obwohl sich in diesem Moment eine Menge verändert, was Paaren lieb und teuer ist. Angefangen bei der Exklusivität ihrer Beziehung, über den relativ geringen Aufwand, den ein Zwei-Personen-Haushalt verursacht, bis hin zur Autonomie der PartnerInnen, die vor allem auf ihrer beider Erwerbstätigkeit beruht. All diese Dinge bleiben von der Geburt oder Adoption eines Kindes nicht unberührt. Und damit nicht genug. Denn die neu entstehenden Beziehungen und die Mehrarbeit konfrontieren das Paar mit Fragen, die das Geschlechterverhältnis berühren: Wer von beiden kümmert sich wann und wie viel um die Kinder? Wer übernimmt welche Hausarbeiten? Und nicht zuletzt: Wer kann aufgrund der im Haushalt und in der Familie anfallenden Arbeiten weiterhin in welchem Umfang einer Erwerbstätigkeit nachgehen?

Diese Fragen tauchen vor allem dann im Alltag eines Paares auf, wenn *beide* Interesse daran haben, erwerbstätig zu sein und Zeit mit den Kindern verbringen wollen und darüber hinaus *keine/r* von beiden die Hausarbeit alleine erledigen will. Klärungsbedarf besteht auch dann, wenn die PartnerInnen unterschiedliche Vorstellungen darüber haben, wie sich ihr Arrangement gestalten soll. Abstrakter formuliert heißt das: In dem Maße, in dem hegemoniale Normen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in Frage gestellt werden, müssen Frauen und Männer im Alltag herausfinden, wie sie die Haus-, Erziehungs- und Erwerbsarbeit aufteilen wollen. Im Laufe der Zeit finden Paare Antworten auf diese Fragen und es bilden sich spezifische arbeitsteilige Arrangements heraus. Das sind die Prozesse, um die es in meiner Untersuchung geht.[1] Anhand von Interviews mit Paaren, die mit kleinen Kindern zusammen leben, rekonstruiere ich, wie diese zu einem arbeitsteiligen Arrangement kommen.

Mit dem Fokus auf die *Prozesse*, in denen die familialen Geschlechterarrangements entstehen, möchte ich einen bestimmten Modus der wissenschaftlichen Erklärung einschlagen. Bislang wurde in der Forschung zur familialen Arbeits-

teilung vor allem nach den *Gründen* gefragt, die es Paaren ermöglichen, die von ihnen gewünschten Beziehungen aufzubauen sowie die hierfür erforderlichen Entscheidungen über die Berufs- und Familienbiographie zu treffen. Die Antworten auf der Ebene struktureller Bedingungen sind Legion: Der Arbeitsmarkt ist nach wie vor geschlechtsspezifisch reguliert und es fehlt an sozialpolitischen und betrieblichen Maßnahmen. Hinzu kommen auf der Ebene der einzelnen Individuen die Beharrungskraft „latenter Geschlechtsnormen", die Interessen von Männern *und* Frauen an den Vorteilen der alten Ordnung sowie die „Institutionalisierung von Lebensläufen".[2] Schließlich gibt es einige Arbeiten, die sich mit der Frage beschäftigen, welche Rolle die Paardynamik für die familiale Arbeitsteilung und die Geschlechterarrangements spielt.[3] In all diesen Untersuchungen werden letztendlich die *Ursachen* bzw. die strukturellen, institutionellen und individuellen Gründe für Persistenz und Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung analysiert. Ich nehme im Anschluss an Foucault eine Form der Analyse vor, die andere Fragen stellt. Statt nach den Ursprüngen, Ursachen und (mono)kausalen Zusammenhängen zu suchen, interessieren mich die *Logiken von Diskursen, Wissensformen* und *Handlungsfeldern*, in denen familiale Geschlechterarrangements entstehen.[4] Im Mittelpunkt meiner empirischen Analyse stehen dabei die diskursiven Praxen und sozialen Interaktionen der Paare selbst: Was und wie erzählen Paare von dem Prozess, in dem ihr Arrangement entstanden ist und welche Kriterien (Normen, Erwartungen, habituelle Gewohnheiten etc.), Motive und Begründungen formulieren sie für ihr Tun? Aus dieser diskurstheoretischen Perspektive verschiebt sich auch der Fokus auf die Geschlechterverhältnisse. Gefragt wird nicht, *ob* das Geschlecht der beteiligten Personen beim Zustandekommen familialer Arrangements eine Rolle spielt (nach dem Motto: Teilen zwei Frauen die Arbeit anders oder gerechter als eine Frau und ein Mann?). Mich interessiert vielmehr, auf welche Weise, im Rahmen welcher Mechanismen und diskursiven Praxen im familialen Alltag das *doing gender* einsetzt.[5] Die zentralen Fragen sind: Wann, wo, wie wird den sozialen AkteurInnen in familialen Lebensformen nahe gelegt, sich als ‚Frau' oder ‚Mann' darzustellen? Und welche Geschlechterarrangements werden in den diskursiven Praxen der Befragten ermöglicht oder verhindert?

Diesen Moment, in dem sich soziale AkteurInnen als ‚Frauen' oder ‚Männer' darstellen, fasse ich mit dem theoretischen Konzept der Anrufung oder Interpellation, das Althusser in seinem Text „Ideologie und ideologische Staatsapparate" entwickelt hat.[6] Anrufungen beschreibt er dort als einen spezifischen Funktionsmechanismus von Ideologie, in dem aus Individuen Subjekte werden. Im Text findet sich hierfür das bekannte Beispiel, in dem sich ein Passant auf den Ruf der Polizistin „He, Sie da" umdreht – ohne dass er hierzu von ihr gezwungen worden wäre.[7] In der Umdrehung liegt der entscheidende Moment, denn damit erkennt der Passant an, dass er gemeint ist und akzeptiert die Begriffe, mit denen er angerufen wurde. In dieser Unterwerfung unter das Bestehende sowie der Beherrschung der hierfür notwendigen Praxen findet Subjektivierung statt. Die Frage ist: Warum fühlt sich der Passant angesprochen? Schließlich hat die Poli-

zistin ihn weder mit seinem Namen angesprochen noch auf die Schulter gefasst. Oder allgemeiner gefragt: Warum ist das Individuum so anfällig für Interpellationen? Ich möchte einer Lesart von Butler folgen, wonach die Umwendung ein Akt ist, „der gleichsam durch die ‚Stimme' des Gesetzes und die Empfänglichkeit der vom Gesetz Angerufenen bedingt ist".[8] Es gäbe demnach zwar keine Umwendung ohne vorherige Anrufung, aber das Individuum würde sich auch nicht umwenden, bestünde nicht schon eine gewisse Bereitschaft dazu. Diese Bereitschaft liegt in dem mit der Umwendung verknüpften Versprechen begründet: Das Individuum wendet sich „in Erwartung der Verleihung einer Identität durch die Selbstzuschreibung von Schuld" um.[9] Das Begehren des Angesprochenen, ‚Auge in Auge' mit der Autorität zu stehen, ist so zu verstehen. Diesem theoretischen Modell zufolge handelt das Individuum also weniger unter dem sozialen Druck einer Norm, als vielmehr unter der Vorstellung, überhaupt nur dann als Subjekt existieren zu können, wenn es sich umdreht. Die Unterwerfung unter das Gesetz ist der Preis für Subjektivation. In diesem theoretischen Modell werden Beherrschung und Unterwerfung also nicht binär gegenüber gestellt, sondern es wird von deren Gleichzeitigkeit ausgegangen. In den Worten von Butler:

> Je mehr eine Praxis beherrscht wird, desto vollständiger die Subjektivation. (...) Aus dieser Sicht werden weder Unterwerfung noch Beherrschung durch ein Subjekt vollzogen oder performiert; die gelebte Gleichzeitigkeit von Unterwerfung als Beherrschung und von Beherrschung als Unterwerfung (...) ist die Möglichkeitsbedingung für die Entstehung des Subjekts.[10]

Im Rahmen meiner Fragestellung tauchen zwei Ideologien auf, die die Individuen anrufen: ‚Familie' (resp. ‚Kind') und ‚Erwerbsarbeit'. Da ich an dieser Stelle aufgrund des zur Verfügung stehenden Raums nur eine der beiden Ideologien darstellen kann, werde ich mich in der folgenden Analyse auf die Anrufungen der ‚Familie' beschränken. Dabei wird sich vor allem zeigen, wie das ‚Gewissen' aus Frauen ‚Mütter' macht.

Eltern sollten genügend Zeit für ihre Kinder haben

In den meisten meiner Interviews findet sich die normative Vorstellung, Eltern sollten ausreichend Zeit mit ihren Kindern verbringen (im Folgenden kurz: *Zeitnorm*). Dies impliziert unterschiedliche Dinge. So sollten leibliche Mütter ihre Babys eine gewisse Zeit lang stillen und hierfür ihre Erwerbsarbeit zumindest vorübergehend unterbrechen. Für erwerbstätige Eltern impliziert die *Zeitnorm* eine Beschränkung der Erwerbsarbeit auf ein überschaubares Maß.[11] Allerdings bleibt ungewiss, woran die Befragten erkennen, wann sie genügend Zeit für ihre Kinder aufbringen oder in der Vergangenheit aufgebracht haben. In ihren Formulierungen dominiert die Befürchtung, es könnte zu wenig Zeit (gewesen) sein. Dies möchte ich im Folgenden an einem Paar exemplarisch illustrieren. Dabei wird

es in einem ersten Schritt um Prozesse, Situationen und Szenen gehen, in denen das Wissen um die *Zeitnorm* bestimmte Selbstverständnisse und Praxen konstituiert. In einem zweiten Schritt werde ich dann darstellen, welche Versuchungen und Versprechen mit den normativen Vorstellungen der Aufgaben und Funktionen von Eltern verknüpft sind. An dieser Stelle im Text werde ich weitere Paare ins Spiel bringen. Denn die Palette an Versprechen, die die Paare mit der *Zeitnorm* verknüpfen, eröffnet den Blick auf unterschiedliche Möglichkeiten der Fürsorge, der Arbeitsteilung und des Selbstverständnisses als ‚Mutter' oder ‚Vater'.

Astrid und Michael, die sich im Studium kennen gelernt haben, haben beide geisteswissenschaftliche Fächer studiert. Nach dem Studium fand Astrid unerwartet schnell eine Anstellung bei einem Fernsehsender. Als Autorin und Producerin für Dokumentarfilme verdiente sie deutlich besser als Michael, der Lektor in einem kleinen Verlag war. Zu dem Zeitpunkt hatte Astrid in Bezug auf eine mögliche Familiengründung die Losung ausgegeben: „Wer weniger verdient, kümmert sich um das Kind". Damit wurde in diesem Paar früh festgelegt, dass eine/r von beiden aufgrund der Sorge für ein potentielles Kind die Erwerbstätigkeit (zeitweise) aufgeben würde. In den Gesprächen über ein mögliches familiales Arrangement standen dementsprechend keine Teilzeitmodelle zur Debatte, sondern vielmehr die Frage, ob die Höhe ihres jeweiligen Einkommens tatsächlich das maßgebliche Kriterium für ihre familialen Funktionen sein sollte (Existenzsicherung einerseits, Hausarbeit und *parenting* andererseits). Als Astrid einige Jahre später schwanger wurde, traten allerdings andere Kriterien und normative Vorstellungen in den Vordergrund. „Es hat sich gewandelt", so Astrid, als es „quasi ernst wurde":

> (...) Da ist auch meine Bereitschaft gestiegen zuhause zu bleiben. Weil ich dann auch so sah, dass bei ganz konkreten, also alleine zum Beispiel wegen des Stillens klar war, dass ich auf jeden Fall mindestens ein halbes Jahr zuhause bleiben würde, weil ich auch gedacht habe, mir das in meinem Beruf auch überhaupt nicht vorstellen konnte, dass ich dann da aus dem Büro nach Hause fahre, um zu stillen oder den da mit hin nehme. Das hätte man vielleicht machen können, wollte ich aber auch nicht. Gott sei Dank. Im Nachhinein sage ich, Gott sei Dank habe ich mich auf so etwas gar nicht eingelassen. Weil ich glaube, dass es für mich sehr viel Stress bedeutet hätte und für ihn auch.

Für Astrid ist von vornherein klar: Sie wird das Kind mindestens ein halbes Jahr stillen. Etwas anderes stand für sie nie zur Debatte. Und weil sie sich nicht vorstellen kann, wie sich diese Aufgabe mit ihrem Job vereinbaren lässt, steigt ihre „Bereitschaft zuhause zu bleiben". Astrid nimmt zunächst Elternzeit und kündigt ein halbes Jahr später ihre Stelle. Auch im Paarinterview ist von Astrids „Bereitschaft zuhause zu bleiben" die Rede. Gefragt, wie es dazu kam, dass sie ein Kind bekommen haben, sagt sie:

Doch, irgendwie war der Zeitpunkt da. Also der Zeitpunkt, wo wir auch beide gesagt haben, wir wollen. Und nicht jetzt einer sich anschließen musste der Meinung des anderen. Also bei mir war es so aus dem Gefühl heraus in erster Linie, dass ich gesagt habe, also jetzt ist der Zeitpunkt. Ja. Ich wollte einfach.

M: Ja, du hast ja auch vier Jahre gearbeitet.

A: Ja, dass ich glaube, das spielte auch eine Rolle, dass ich das Gefühl hatte, ich habe mich da beruflich erst mal ausgetobt und war an dem Punkt, wo ich, ja wo ich auch bereit war, da auszusetzen und diese, das in Kauf zu nehmen, dass ich da gegebenenfalls jetzt erst mal deutlich zurückstecken muss, zumindest was das Berufliche betrifft.

I: Sie erzählen das so, als sei es keine Frage gewesen, dass Sie diejenige sein würden, die zurücksteckt.

A: Es war kurz eine Frage. [M: Nö.] Aber Michael hat sehr schnell sehr deutlich gesagt, dass er das nicht machen würde.

M: Daran kann ich mich gar nicht mehr so genau erinnern.

Die Rekonstruktion der Familiengründung ist in dieser Passage unmittelbar mit der Frage verknüpft, wie ihr arbeitsteiliges Arrangement entstanden ist. Maßgeblich hierfür war zum Zeitpunkt der Schwangerschaft offensichtlich nicht mehr das Gehalt, sondern die Bedeutung, die die Erwerbsarbeit jeweils für sie hatte. In Astrids Formulierung, sie habe sich beruflich „ausgetobt", erscheint der Beruf als phasenweise wichtig. Insofern war für sie eine Unterbrechung der Erwerbsarbeit vorstellbar. Für Michael stellte sich die Situation offensichtlich anders dar, wie genau, wird aber erst später im Interview deutlich. An dieser Stelle geht es zunächst um die Frage, wie sich die Aushandlung konkret abgespielt hat und warum es letztendlich zu einem klassischen Arrangement gekommen ist. Wurde überhaupt verhandelt oder trägt eine/r von ihnen die ‚Schuld'? Als Astrid an einer späteren Stelle im Interview noch einmal nachfragt, ob er, Michael, sich tatsächlich nicht daran erinnern könne, dass er nicht zuhause bleiben wollte, sagt dieser:

Na, ich weiß, also, das klingt immer so, als hättest du, als hätte ich das mal ziemlich rabiat gesagt, als wäre das völlig klar. Also an diesen Einschnitt, sag ich mal, kann ich mich nicht bewusst erinnern. Aber im Prinzip ist das natürlich richtig, dass ich davor zurückschrecke. So haben wir uns jedenfalls erst mal beim ersten Kind geeinigt.

I: Wovor sind Sie zurück geschreckt?

M: Ach. Ich weiß auch nicht. Also zu dem Zeitpunkt. Ich hatte nur, oder das war vielleicht mehr eine Ausrede, nur einen befristeten Vertrag und dass ich immer Angst hatte, ob ich den dann verlängert kriege oder nicht, weil der dann ja abläuft, ohne dass ich was anderes habe und ich mich sozusagen aus

dem Nichts wieder neu bewerben müsste. Wobei ich heute weiß, dass das eher eine Ausrede ist. Also das wäre keine Frage gewesen, wenn ich mehr mit meiner Chefin darüber verhandelt hätte.

A: Glaube ich auch.

M: Ja irgendwie, weiß ich nicht, für mich ist das ungewohnt. Irgendwie Angst, dass ich nur. Ich kann's, das ist irgendwie irrational, ich kann das gar nicht genau beschreiben. Einfach Angst davor, ins Loch zu fallen, ins Leere und nicht wieder, den Anschluss nicht wieder zu gewinnen. Wobei, ob ich nun die Angst habe oder Astrid die Angst hat. Du suchst ja jetzt auch gerade wieder. Und wir sehen auch, wie schwierig das ist. Also, das ist natürlich bei Frauen nicht anders. Das ist natürlich genau dasselbe mit anderen Vorzeichen. Ich weiß nicht. Ich schrecke davor zurück. Vielleicht hat es auch mit den eingespielten Rollen zu tun, dass das irgendwie ungewöhnlich ist oder schwieriger ist. Vielleicht ist das auch alles Quatsch. Ich weiß es nicht.

A: Ja, so weit ich mich da erinnere, war dann relativ schnell klar, dass, dass ich zuhause bleiben würde.

Michael wollte zwar ein Kind, das war eine „bewusste Entscheidung", wie er an einer anderen Stelle im Paarinterview sagt, aber er wollte auf keinen Fall seine Erwerbsarbeit unterbrechen. Eine Rolle spielen dabei für ihn gesellschaftlich hegemoniale Vorstellungen über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Im Einzelinterview hebt er diesen Punkt noch einmal hervor, wenn er sagt, es sei gesellschaftlich weniger akzeptiert, wenn Männer zuhause bleiben. In der Paardynamik stand allerdings der andere, in seiner Vorstellung geschlechtsunspezifische Aspekt im Mittelpunkt: Michael hatte Angst, aufgrund der Elternzeit vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen zu werden. Abgesehen von der damit verbundenen materiellen Unsicherheit wäre für ihn ein Leben ohne Erwerbsarbeit „leer". „Zuhause zu bleiben", sagt Michael im Einzelinterview, „das war mir immer unheimlich". Vorstellbar ist, dass solche Ängste in einem Klärungsprozess, wer zuhause bleiben soll, zur Ressource werden. Ausschlaggebend war schließlich Michaels erfolgreiche Suche nach einer Anstellung, die lukrativ genug war, um damit die Familie zu ernähren. In dem Moment konnte er Astrid, wie er im Einzelinterview sagt, „mit ihren eigenen Waffen erschlagen". Sie habe ja immer gesagt, wer weniger verdient, bleibt zuhause. Mit dieser Formulierung ist klar: Es hat einen Kampf um das Arrangement gegeben. Und in dieser Machtdynamik haben normative Vorstellungen über die jeweiligen familialen Funktionen eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Am Ende des Paarinterviews versucht Astrid noch einmal, diese Dynamik zu verstehen und schildert ihr Erleben der Situation:

(...) Ich habe das so in Erinnerung, dass du sehr deutlich gesagt hast, du möchtest das nicht. Und du sagst das so. Was da so der Beweggrund war. Weil das schon bei mir, ich das so in Erinnerung habe, dass da schon die Erwartungen von außen an uns herangetragen werden, eine große Rolle gespielt haben.

M: Ja, mit Sicherheit.

A: Und das. Also sowohl was deine Entscheidung oder was deinen Willen oder Nichtbereitschaft angeht, zuhause zu bleiben oder deinen Willen, weiter zu arbeiten angeht, als auch meine Bereitschaft eben, da beruflich zurück zu stecken.

I: Und was heißt von außen?

A: Gesellschaft und Familie und Freunde. Weil ich da so merke, dass das jetzt immer, ja wo ich wieder zurück in den Beruf möchte oder die Situation für mich unangenehm wird, dass ich da merke oder ich mich frage: Mensch, warum ist das so? Warum läuft das so selbstverständlich, in diesen Bahnen? Und denke, das wird vielleicht weniger gelenkt von uns, wie wir so sind, in der Beziehung, sondern auch sehr stark von Erwartungen, die an mich oder an uns als Familie herangetragen werden.

M: Aber sind da Erwartungen an uns herangetragen worden, so bewusst?

A: Mhm. [bejahend, T.K.]

M: Von wem?

A: Von allen.

M: In Bezug auf diese Entscheidung, wer zuhause bleibt?

A: Klar.

M: Ich habe da mit niemandem drüber gesprochen.

A: Ja, du redest mit vielen Leuten über wenige Sachen. Also ich meine, du redest mit wenigen Leuten. Nein, was meinst du, wer mich alles gefragt hat? Alle.

M: Ja gut, alle haben gefragt, wie wollt denn ihr das machen, klar.

A: Ja aber auch mit einem bestimmten Tenor oder einer bestimmten Erwartung. Also zumindest habe ich das so empfunden.

M: Na gut.

A: Ganz deutlich.

M: Aber hätte jemand gesagt: „Mensch, warum macht denn ihr, finde ich aber nicht gut“, wenn ich gesagt hätte, ich bleibe zuhause und du arbeitest weiter?

A: Nee, „fände ich nicht gut“, weiß ich nicht, aber sicherlich als ungewöhnlich, doch das glaube ich schon, ungewohnt.

I: Wäre es Ihnen denn abwegig vorgekommen, weiter zu arbeiten?

A: Nee, abwegig nicht. Aber

M: Du hättest ein schlechtes Gewissen gehabt.

A: Ich glaube, ich hätte ein schlechtes Gewissen gehabt, mhm.

I: Wem gegenüber?

A: Dem Kind gegenüber und so oder so meiner kleinen Familie gegenüber. Also das, ich frage mich im Nachhinein manchmal, warum ich mir die Frage nicht, warum wir das nicht intensiver, damals uns damit auseinander gesetzt haben. Dass es so selbst, ein bisschen so mit einer Selbstverständlichkeit, mit einer Beiläufigkeit passiert ist.

Einerseits ist Astrid als ‚Frau' zum Zeitpunkt der Schwangerschaft offensichtlich stärker mit der Erwartung konfrontiert worden, ihre Erwerbstätigkeit zu unterbrechen. Andererseits entsteht in dieser Passage aber auch der Eindruck, als habe sich Michael besser vor den Anrufungen geschützt, indem er ihre Situation in Gesprächen mit anderen nicht zur Disposition gestellt hat. Bis heute wissen einige seiner ArbeitskollegInnen nicht, dass er Vater geworden ist. Hier wird deutlich: Es handelt sich bei den normativen Ansprüchen und Erwartungen nicht um etwas Abstraktes. Das schlechte Gewissen entsteht viel mehr in konkreten Szenen und Situationen. Man könnte auch sagen, die Anrufung hat konkrete Stimmen. Ihr schlechtes Gewissen ist in Gesprächen mit Verwandten, KollegInnen und FreundInnen entstanden, die selbstverständlich davon ausgingen, dass Astrid ihre Erwerbsarbeit mindestens ein Jahr unterbrechen würde.

A: Wenn Michaels Mutter hört, dass ich beruflich wieder einsteigen möchte: „Um Gottes Willen". Das ist für das Kind ganz schlecht, wenn ich den vor drei Jahren abgeben würde. Und wo ich heute sagen würde, das versuche ich, gar nicht an mich herankommen zu lassen, aber das sind halt so unterschwellig doch, merke ich doch, dass ich darüber nachdenke. Auch wenn ich mir sage, das brauchst du nicht ernst nehmen, ist Quatsch, dann sind das doch Dinge, die mich beschäftigen. (...) Wobei ich mir versuche immer rational oder jedenfalls vom Kopf her zu sagen, das ist Quatsch, dass der jetzt leiden würde, wenn ich hier nicht wäre. Das wäre anders für ihn, aber der würde da jetzt keine Störung davon tragen. Ich bin ja auch irgendwie groß geworden und habe das mit einer Kinderfrau irgendwie, habe da keine negativen Gefühle oder so. Wobei es trotzdem irgendwo schlummert in einem, oder jedenfalls bei mir, irgendwo ist dieser Gedanke da.

Rückblickend und mit Distanz zur Geburt des Kindes bringt Astrid in dieser Passage die ganze Ambivalenz der Subjektivation als ‚Mutter' zum Ausdruck. Noch bevor etwas passiert ist und obwohl ihre eigene Mutter es anders gemacht hat, erkennt Astrid ihre ‚Schuld' an und ist bereit, sich selbst zu beschränken. Ihr Gewissen wendet sie um und macht sie der „subjektivierenden Maßregelung" (Butler)

zugänglich. Mit der Beendigung ihrer Erwerbstätigkeit befreit Astrid sich von ihrem schlechten Gewissen. Und indem sie für unschuldig erklärt wird, konstituiert sich ihr spezifisches Selbstverständnis als ‚Mutter'. Zentral ist dabei die Vorstellung, diejenige zu sein, die zum Wohl des Kindes beitragen kann und muss. Ich komme auf diesen Punkt weiter unten noch einmal zurück.

Im Rahmen meiner Frage nach den Prozessen, in denen familiale Geschlechterarrangements entstehen, ist nun von Interesse, welche Praxen der Arbeitsteilung in diesem Moment der Umwendung entstehen. Astrid betont im Einzelinterview, sie habe das „häusliche Dasein" nur deshalb gewählt und auf den Beruf verzichtet, „weil *er* da ist". Und während das Stillen „eine Sache (ist), die konnte nur ich machen", „das ging ja nun mal biologisch nicht anders", gibt es im Haushalt aus Astrids Perspektive ansonsten nichts, was Michael nicht auch machen könnte und bis vor der Geburt des Kindes auch gemacht hat. Die Hausarbeit wurde von beiden unter Berücksichtigung bestimmter Vorlieben erledigt. Trotzdem übernimmt Astrid mittlerweile beinahe alle Hausarbeiten. Den InterviewerInnen gegenüber hält das Paar dies offensichtlich für erklärungsbedürftig. Ohne danach gefragt worden zu sein, begründen sie in der folgenden Passage (etwas peinlich berührt) ihre Arbeitsteilung im Haushalt.

M: (...) Also das, was ich früher mehr so allgemein im Haushalt mit gemacht habe, eigentlich jetzt weitgehend zurückgefahren ist. Das muss einfach damit zu tun haben, weil er (der Sohn, T.K.) ist den ganzen Tag hier und, aber ansonsten nichts zu tun. [A: lacht] Ja, so kann man das ja nicht sagen, aber

A: Nein, ich, also das [M: Also das unterstützt das auch.] ja. Und es war ja auch für mich, ich wurde mal von 'ner Freundin gefragt, die sagte, Mensch Astrid, macht dir das jetzt nichts aus, da zu Hause diese ganzen Sachen zu machen? Ihr hattet doch eine Putzfrau. (...) Und das war für mich ganz klar, dass ich das mache. Also ich käme mir, also ich für mich persönlich würd's jetzt komisch finden, wenn ich hier die Wohnung sauber machen lassen würde, weil ich es zurzeit wirklich so empfinde, dass ich ja faktisch Zeit habe und ich jetzt diese Tätigkeit auch nicht als so herabwürdigend empfinde, dass ich sage, ich mach das nicht oder halt so fürchterlich. (...) Und ich mach's halt einfach. Und manche Sachen machen mir auch Spaß. (...) Aber es hat sich deutlich verschoben, ja, dass ich da mehr mache, dass ich da fast alles mache. Ja.

Astrid bezeichnet ihre gegenwärtige Situation als „häusliches Dasein" und betont auf die Weise den Ort, an dem sie sich die meiste Zeit des Tages aufhält. Was sie dort tut, bleibt ungesagt. Eine ähnliche Konnotation hat die „Bereitschaft zuhause zu bleiben". Es ist Michael, der in seiner kryptischen Formulierung etwas verschämt andeutet, wie er sich diese Zeit vorstellt: „ansonsten nichts zu tun". Das scheint allerdings nur gegenüber Dritten eine tabuisierte Sichtweise zu sein, denn Astrid geht auch hiervon aus: Da sie Zeit hat, kann sie sich auch um den Haushalt

kümmern. Das sei zwar eine „lästige Sache“, aber „es“ würde sich in ihrer kleinen Wohnung in einem sehr überschaubaren Rahmen halten und sei keine „große Belastung“. Von Arbeit ist an keiner Stelle die Rede. Schließlich ist das Paar der Meinung, Michael solle in seiner Freizeit und am Wochenende keine Hausarbeit erledigen. Dafür sei die gemeinsame Zeit zu kurz und „zu kostbar“. Michael soll und will diese Zeit mit dem Kind verbringen. Früher habe er 60 bis 70 Stunden gearbeitet:

> (...) Aber seit Tom da ist, ja, da habe ich ganz deutlich gemerkt, dass eben Arbeiten nicht das Einzige ist, was irgendwie viel Spaß macht, sondern dass ich mich unheimlich gefreut habe, abends nach Hause zu kommen und Zeit mit Tom zu verbringen. Und ja, einfach die, mir dann einfach vorgenommen, in den 8 Stunden oder 9 Stunden, die ich im Büro bin, meine Sachen zu schaffen und dann ja einfach, abzuhaken und abends dann zuhause zu sein und mit der Familie zusammen zu sein. Also das einfach strenger einzuhalten, die Arbeit noch besser zu organisieren.

Die gesellschaftliche Reichweite der normativen Vorstellung, Eltern sollten genügend Zeit mit ihren Kindern verbringen, wird an diesem Punkt besonders deutlich. Sie legitimiert selbst die Begrenzung der Erwerbsarbeit eines Familienernährers. Der Anspruch, die Hausarbeit zu teilen, so wie er von dem Paar zu Beginn der Beziehung formuliert wurde, tritt dagegen immer stärker in den Hintergrund.

Wünsche und Versprechungen

Eine „bedingungslose Beziehung“

Bislang lag der Fokus auf den normativen Vorstellungen, die im Paar über familiale Aufgaben bestehen, dem schlechten Gewissen und dem Entstehungsprozess des Paararrangements. Im Folgenden möchte ich nun die unterschiedlichen Versprechungen darstellen, die die Interviewten mit der normativen Vorstellung verbinden, sie sollten genügend Zeit mit ihren Kindern verbringen.

Unmittelbar nachdem Astrid im Einzelinterview die Erwartungen beschrieben hat, die von außen an sie heran getragen wurden, sagt sie: „Aber die sehr viel größere Rolle hat für mich gespielt, dass ich gesagt habe, ich will das am Anfang auch mitbekommen und möchte einfach dabei sein.“ Was es genau ist, bei dem sie dabei sein möchte, wird vor allem in Passagen deutlich, in denen sie über ihre Erwerbsarbeit spricht. Astrid erzählt, sie habe ihre Arbeit sehr gerne gemacht. Es sei eine befriedigende Tätigkeit gewesen. Aber zum einen konnte sie sich nicht vorstellen, dort noch „sehr viel weiter zu kommen“ und zum anderen habe sie gedacht: „Es gibt mit Sicherheit auch noch etwas anderes oder es muss auch noch etwas anderes geben als dieses berufliche sich Profilieren“. Sie habe gemerkt „da fehlt noch was oder ich will nicht, dass das jetzt so weiter geht, sondern ich möchte ein Kind“. Bei

dem, was ihr im Beruf gefehlt hat und was sie sich von der Situation mit einem Kind verspricht, geht es vor allem um die Art der jeweiligen Beziehungen.

A: Ein Kind zu haben, das ist für mich, ja schon etwas ganz Besonderes. Das ist etwas anderes als alles andere. Das gibt mir eine ganz andere Befriedigung als alle beruflichen Tätigkeiten, die ich je ausgeübt habe oder als alle anderen schönen Dinge, die ich in meinem Leben bisher erlebt habe. Das ist anders. Das ist nicht in allen Situationen besser, aber in vielen. (...) Das Gefühl ist anders. Es hat eine andere Qualität. (...) Aber emotional ist es etwas völlig anderes als andere. Also da würde ich eine klare Unterscheidung machen. Es ist bedingungsloser. Das ist am ehesten das Wort.

Die Gefühlsqualität der Beziehung zum Kind liegt für Astrid in der „Bedingungslosigkeit". In der Erwerbsarbeit habe sie das Produkt letztendlich nicht in der Hand gehabt, es sei immer unklar geblieben, was denn nun eigentlich ihr spezifischer Beitrag war und insofern habe sie sich ersetzbar gefühlt. In der Beziehung mit dem Kind ist das anders: Das Kind braucht sie. „Er will nur mich", sagt Astrid. „Er unterscheidet da zwischen Michael und mir und dann will der die Mama und dann geht auch nichts anderes." In den Praxen des familialen Alltags geht das Versprechen in Erfüllung, welches Astrids Selbstverständnis als ‚Mutter' ausmacht. Die Angewiesenheit des Kindes auf die Mutter bestätigt sich täglich aufs Neue.

Astrid hat im Alltag bestimmte Routinen mit dem Kind entwickelt. So bereitet sie den Brei auf eine bestimmte Art zu und tröstet das Kind nach einem immer wiederkehrenden Muster. Diese Routinen erleichtern ihren Umgang mit dem Kind. Darüber hinaus gelten diese Routinen im Paar aber auch als Maßstab dafür, was für das Kind richtig und wichtig ist.

A: (...) Und wenn ich dann sehe, Michael vergisst die Butter, dann sage ich es ihm. Und dann sage ich es auch, weil es mir nicht egal ist, weil ich denke, nee ich möchte natürlich, dass Tom den Brei so kriegt, wie er ihn immer kriegt bzw. so wie ich denke, dass er gut ist. Wo ich vielleicht in anderen Situationen denken würde, ach egal, lassen wir das unter den Tisch fallen.

Astrid verneint meine Frage deutlich, ob sie Expertin sei, weil sie eine Frau ist. Wenn Michael jeden Tag mit dem Kind verbringen würde „und da regelmäßig die Breis zusammenschütten würde", so Astrid, dann würde „das genau umgekehrt passieren. Dann ist für ihn klar, da kommt jetzt die Butter rein und zack, zack, zack und so viel Löffel von dem". Da Michael aber nur in seiner Freizeit und am Wochenende „Kinderdienst" (Michael) hat, kommt es immer wieder zu Situationen, in denen er „nicht gut Bescheid weiss".

M: (...) Da muss ich halt Astrid fragen oder Astrid entscheidet viel. Ja, und da ist dann manchmal die Frage: Machst du das oder mache ich das? Mache ich das richtig? Wie muss ich das machen?

A: Ich bevormunde dich, meinst du?

M: Und dann werde ich beobachtet und dann mache ich den Löffel zu voll oder ich mache zu wenig Pulver drauf oder wie auch immer. Ja das ist schon viel Konfliktpotential, sage ich mal. (...) Das ist auch so, dass Astrid das die ganze Woche macht und natürlich auch mehr Erfahrung im Umgang hat und mit manchen Sachen sich besser auskennt. Ja und dann werde ich halt korrigiert und so weiter. Manchmal geht es mir auch auf die Nerven. Und oft frage ich ja auch. Aber das muss man halt immer austarieren.

In der alltäglichen und engen Beziehung mit dem Kind entstehen bestimmte Praxen der Fürsorge, die von beiden als die einzig richtigen interpretiert werden. Auf die Weise bleibt Michael die Möglichkeit versperrt, eigene Formen der Sorge um das Kind zu entwickeln. Die Erfahrungen und Handlungsweisen seiner Frau werden absolut gesetzt. Allerdings löst dies auch bei Astrid ambivalente Gefühle aus: Es sei zwar „schmeichelhaft", wenn das Kind nur sie „haben will", aber eben auch „anstrengend und unpraktisch". Häufig würde sie denken: „Mein Gott, warum nimmt er jetzt nicht seinen Vater".

Letztendlich ist es jedoch ein anderer Aspekt, der Unzufriedenheit mit ihrer Situation entstehen und sie sagen lässt: „Man fühlt sich so ungebraucht, zurückgestoßen. Völlig auf die Mutterrolle reduziert". Als Astrid ihre Stelle kündigte, war sie überzeugt, ein Wiedereinstieg in das Erwerbsleben sei aufgrund ihres Universitätsabschlusses und ihrer Berufserfahrung leicht. Zum Zeitpunkt des Interviews (das Kind ist ca. 6 Monate alt) hat sie sich jedoch bereits mehrfach erfolglos beworben und blickt pessimistisch in die Zukunft: Ihr würden am jetzigen Wohnort berufliche Kontakte fehlen und ihr Wunsch einer Teilzeitstelle sei mit bestimmten beruflichen Tätigkeiten aus der Perspektive vieler Arbeitgeber nicht vereinbar. In Zukunft will sie bei Bewerbungen ihr Kind sowie den Wunsch einer Halbtagsstelle verschweigen. Vor diesem Hintergrund ist noch einmal besser zu verstehen, warum Astrid im Interview mit ihrer Bereitschaft, „zuhause zu bleiben", hadert und sich fragt, ob ihre normativen Vorstellungen „Quatsch" sind.

Ein abgesicherter Lebensstandard

In meinem Sample finden sich eine Menge anderer Interviews, in denen angenommen wird, Eltern sollten genügend Zeit mit ihren Kinder verbringen. Doch interessanterweise bestehen große Unterschiede in dem Versprechen, das mit dieser Vorstellung verknüpft wird. Das möchte ich nun beispielhaft an zwei weiteren Paaren zeigen. Denn mit diesen unterschiedlichen Versprechungen sind auch andere Praxen familialer Arbeitsteilung verknüpft.

Auch für Pit (Elektriker) und Elke (Vertriebsleiterin in einer großen Firma) war zum Zeitpunkt der Schwangerschaft klar: Eine/r von ihnen wird während der gesetzlich möglichen Elternzeit die Erwerbsarbeit unterbrechen. Sie hätten das Baby „auf keinen Fall" bei einer Kinderfrau gelassen. Aber es ist der Mann, der die Erzie-

hungszeit nimmt. Elke ist acht Wochen nach der Geburt des Kindes wieder Vollzeit erwerbstätig. In der Begründung dieses Arrangements finden sich Hinweise auf das Versprechen, welches Pit mit der Sorge um das Kind verknüpft.

> P: Ich hatte halt in meinem Bereich keine großartigen Aufstiegschancen, es sei denn, ich hätte halt über zwei Jahre 'n Techniker machen müssen oder halt meinen Meister. Dafür hatte ich aber, na ja, grad ausreichend Berufserfahrung. War es halt als Erstes der finanzielle Aspekt und weil sie halt auf jeden Fall noch andere Aufstiegschancen hatte. Und zu der Zeit wurde mir noch 'n Haus überschrieben, was jetzt 101 Jahr alt ist und dementsprechend auch viel zu arbeiten drin war. Und da hab ich mir halt auch gesagt, ja, dann bleib ich halt zu Hause, weil da, also kann ich wenigstens irgendwelche Termine mit irgendwelchen Firmen halt untern Hut kriegen. Und ich sag mal, ich bin nicht der Freund von Kindergeschrei. Es hat mich schon als Kind selbst aufgeregt teilweise, aber als es dann halt soweit war, da war, gab's gar keine Diskussion. Und da hab ich halt gesagt, ich bleib zu Hause.

Hier ist nicht von einer besonderen Beziehung zum Kind die Rede. Pit assoziiert Kinder eher mit unangenehmem Geschrei. Im Vordergrund stehen berufliche Aspekte und materielle Erwägungen, die ihre Existenz als Familie betreffen. Sie wären sich einig gewesen, so Elke, „wir wollen dann ein Kind, wenn wir's uns leisten können, aber uns selber im Lebensstandard nicht zurückschrauben müssen". Da Elke zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes besser verdiente und auch in absehbarer Zukunft bessere Verdienstmöglichkeiten haben würde, war klar, wer von ihnen „zuhause bleibt". Von Bedeutung ist hierfür allerdings auch, dass die Elternzeit für Pit einen Handlungsspielraum eröffnet. Seine Situation am Arbeitsplatz habe ihn „angekotzt". Nicht zuletzt deshalb, weil er als Elektriker in der Firma kaum Veränderungs- und Aufstiegsmöglichkeiten hatte. Dieser beruflichen Situation steht die allein verantwortete Sanierung des väterlichen Hauses diametral entgegen. Auf dieser Baustelle ist er der Chef, der Anweisungen gibt.

Doch mit diesem Arrangement wendet sich Pit gegen Erwartungen, die sein soziales Umfeld an ihn als ‚Mann' stellt. Vor allem am Arbeitsplatz wurde seine Entscheidung diskriminierend kommentiert. Die erste Frage eines Kollegen sei gewesen: „Ja, haha, gibst du deinem Kind auch die Brust? Hahaha. Witzig, witzig." Und ein Vorgesetzter habe gesagt: „Wie, der Müller, der bleibt zu Hause, der macht die Mutter? Können wir mit dem überhaupt arbeiten? Was ist 'n das für einer?" Dieser Infragestellung seiner beruflichen Integrität und Identität als ‚Mann' begegnet Pit offensiv. Zunächst habe er den „uninformierten Arbeitgeber" über seine rechtlichen Ansprüche aufgeklärt. Und seit dem „fünften Spruch" habe er eine Antwort bereit gehalten, die ihm ein „überlegenes Gefühl" und „Selbstbewusstsein" gegeben hätte:

> (...) Hab ich gemeint, ja, macht ihr nur, fahrt ihr eure Schiene, so wurde es ja schon 200, 300 Jahre gemacht, seit der Industrialisierung wurde es ja so gemacht. Und von daher denken sie, dass sie doch jetzt viel besser sind und

> dass ich jetzt der arme Arsch bin oder auch 'ne leichte Spur von Mitleid mir so entgegenkam. Und da hab ich aber gedacht, also eigentlich ist es Blödsinn, also macht ihr nur so weiter, jeden Tag dasselbe und mal gucken, wenn dann der Rentenbescheid kommt, dann könnt ihr sehen, dass ihr noch irgendwo als Pförtner weitermacht.

Pit hat nicht nur etwas getan, was in seinem Milieu ansonsten Frauen tun. Er hat die Elternzeit *als ‚Mann'* genommen. Denn ausschlaggebend für diese Entscheidung war das Eingeständnis, die materielle Existenz der Familie nicht alleine absichern zu können – was in diesem sozialen Milieu nach wie vor ein zentraler Aspekt männlicher Identität ist. Ebenso schwer wiegt aus Pits Perspektive aber die Beschämung, (im Alter) unqualifizierte Arbeit verrichten zu müssen. Darauf angesprochen hätten einige Kollegen eingeräumt, sie würden „jetzt nicht so rumkrebsen", wenn ihre Frau damals nicht ihren lukrativen Job aufgegeben hätte. Die Arbeit an der Geschlechtsidentität erscheint in diesen Formulierungen als Preis für einen bestimmten Lebensstandard, der die soziale Integrität absichert. So wie sich andere Männer dafür zuständig fühlen „das Geld ranzuschaffen und zu arbeiten" („alles andere ist denen wurscht, (...) selbst wenn sie Urlaub haben, schlafen sie lieber lange, als sich um das Kind zu kümmern"), „ist mein Job das Kind". In dieser und ähnlichen Formulierungen hebt Pit die von ihm in der Familie übernommenen Aufgaben hervor. Dabei klingt immer auch Verantwortung an: Wenn er beim Windeln wechseln merkt, dass die Hose spannt, wird er neue Kleider für das Kind kaufen. Wenn sich das Kind abends am Ohr reibt, plant Pit für den nächsten Morgen einen Ärztinnenbesuch ein. Und wenn das Kind hinter dem Haus spielt, hat der Vater „ein Auge und ein Ohr" dort hin gerichtet, weil sich das Kind auf dem Betonboden leicht verletzen kann. Auch in diesem Paar zeitigt die überwiegende Zuständigkeit eines der Elternteile ihre Folgen. Die Tochter hat sich lange Zeit nur von ihm ins Bett bringen lassen. Sie sei ein richtiges „Papakind". Doch es handelt sich hierbei mehr um einen unerwarteten Effekt als um einen Wunsch. Er sei stolz hierauf, schließlich habe niemand gedacht, dass er es mit dem Kind schaffen und es lange zuhause aushalten würde. Anders als Astrid hat Pit den „Job" mit dem Kind nur unter bestimmten Bedingungen übernommen: An einem Tag in der Woche ist das Kind bei den Großeltern und abends ist Elke zuständig. Pit ist genervt, wenn diese Absprachen nicht eingehalten werden. Hierfür gibt es allerdings auch nur selten Anlass, denn Elke lässt sich von der Ideologie der ‚Familie' anrufen. Obwohl sie versucht, „nach der Arbeit nichts anderes zu machen, als mich um das Kind kümmern", hat Elke ein schlechtes Gewissen. „Ich versuch das schon noch so 'n bisschen zu kompensieren", sagt sie und fügt an, beim nächsten Kind wolle sie auf jeden Fall mehr Zeit zuhause sein.

Eine ähnliche Dynamik entfaltet sich rings um die Hausarbeit. So wie Astrid und Michael argumentiert auch dieses Paar mit der Zeit: Da Pit mehr zuhause ist als Elke, erledigt er den Großteil der Hausarbeit. Für diese Aufteilung spricht aus Pits Perspektive allerdings auch seine Kompetenz: „Weil ich 'nen Haushalt, ja, nicht besser kann, aber öfters mache und deswegen vielleicht geübter bin, um es

durch die Blume auszudrücken.“ Als Sohn einer alleinerziehenden erwerbstätigen Mutter musste er früh alle Haushaltsarbeiten lernen. Doch auch wenn Pit sich für diese Dinge zuständig fühlt, gibt es klare Grenzen. Die sind dann erreicht, wenn nicht mehr genügend Raum für seine anderen „Jobs“ und für Treffen mit Freunden bleiben. Und so insistiert er auf Elkes Mitarbeit im Haushalt. In einer Auseinandersetzung habe er mal gesagt:

> Am Wochenende, wenn die Kleine schläft, dann kannst du auch ruhig noch mal ’s Bad putzen, musst ja nicht unbedingt mit irgendwelchen Freundinnen fahren oder irgendwas, du hast abends genauso viel Freizeit wie ich, da kannste auch was machen.

Auch an diesem Punkt wird deutlich, dass sich Elke als ‚Frau‘ von der Ideologie der ‚Familie‘ anrufen lässt. Schon vor dieser Auseinandersetzung habe sie „natürlich auch immer ’n extrem schlechtes Gewissen“ gehabt, weil sie kaum noch etwas im Haushalt gemacht habe. Das schlechte Gewissen „kam eigentlich von selber“. Und so steht sie nun seit einigen Monaten morgens eine Stunde früher auf, um vor der Arbeit verschiedene Dinge im Haushalt zu erledigen (Küche sauber machen, Spülmaschine ausräumen, Waschmaschine starten). Pit ist mit dem Ergebnis zwar nicht immer zufrieden, aber zum einen kann sie es in seinen Augen durch Übung noch verbessern und zum anderen zählt die Erledigung an sich.

Zusammenfassend können wir festhalten: Auch Pit und Elke lassen sich von der *Zeitnorm* anrufen. Aber sie knüpfen die Notwendigkeit der exklusiven elterlichen Sorge um das Kind nicht an Funktionen des biologischen Geschlechts, sondern an die Frage, wer wie viel Geld verdienen kann. Auf diese Weise unterläuft das Paar in ihren (diskursiven) Praxen bestimmte Vorstellungen über geschlechtsspezifische Zuständigkeiten. Bemerkenswerterweise findet dies in einem Milieu statt, in dem eine ausgesprochen klare Vorstellung von ‚Männlichkeit‘ besteht. Angesichts mangelnder Ressourcen, die diese ‚Männlichkeit‘ überhaupt nur möglich machen, entwickelt Pit eigene Vorstellungen über seine Geschlechtsidentität. Bestimmte Formen der Fürsorge sind Bestandteil seines Selbstverständnisses. Gleichzeitig besteht ein Funktionsmechanismus des familialen Geschlechterarrangements aber auch in der „subjektivierenden Maßregelung“ (Butler) Elkes als ‚Frau‘. Ihre Erwerbstätigkeit verstärkt die Anerkennung von ‚Schuld‘. Und es ist ihr Gewissen, das sie umwendet und fürsorgliche Praxen entstehen lässt, in denen sie sich als ‚Mutter‘ definiert.

Ein Arrangement, in dem „jeder von allem was hat“

Im letzten Paarbeispiel werde ich den Fokus nun auf *eine* der beiden Partnerinnen legen, um die Dynamik der Anrufung durch die ‚Familie‘ und die damit verbundene Darstellung von Geschlecht zu rekonstruieren. In ihrer Erzählung zeigt sich besonders deutlich, dass es möglich ist, einen flexiblen Umgang mit der *Zeitnorm* zu entwickeln. Gefragt, wie sie sich früher das Leben in einer Beziehung vorgestellt

habe, unterscheidet Ute (Chemielaborantin) zwei Perioden. Vor ihrem *Coming Out* als Lesbe hatte sie folgende Vorstellung:

> Irgendwann mal Mann, Haus, Kinder, Hund. Also so richtig klassisch. Ich habe auch echt gedacht, ich werde Hausfrau und Mutter. Und dass ich da auch aufblühe drin, also dass mir das auch langt. Also dass ich nicht arbeiten gehen muss, sondern dass ich eher so dieses Kinder und Hausfrau und Mutter sein.

In der familialen Konstellation mit einem Mann wäre es für Ute selbstverständlich gewesen, als ‚Frau' bestimmte Funktionen zu übernehmen. Und sie ging davon aus, als ‚Mutter' nicht mehr erwerbstätig sein zu *wollen*. „Also ich dachte diese Mutterliebe oder dieses Aufgehen mit Kind, dass das überwiegt im Prinzip." Die zweite Periode beginnt, als Ute merkt, dass sie „auf Frauen steht". Zunächst habe sie gar nicht mehr über Kinder nachgedacht. Erst in der Beziehung mit Pia habe sie wieder einen „Kinderwunsch" gehabt. Doch in der Auseinandersetzung über die Art der Familiengründung und der Arbeitsteilung tauchten neue Vorstellungen von ihrer Funktion als ‚Frau' auf. Während Pia (Krankenschwester) unbedingt „das Wunder" der Schwangerschaft erleben wollte, hatte Ute keinen „brennenden Wunsch", ein Kind zu gebären. „Bei mir ist es nicht so dieses: Oh, ich bin eine Frau und ich muss unbedingt, diese Fähigkeit, Kinder zu bekommen." Etwas abstrakter ausgedrückt heisst das: Um zu sich ein Verhältnis als ‚Frau' herzustellen, muss Ute nicht schwanger werden. Und was ist mit der Funktion der leiblichen Mutter? Ute erzählt, es sei für Pia von vornherein klar gewesen, dass sie schnell wieder arbeiten gehen würde. Sie selbst habe zu dem Zeitpunkt hingegen noch gedacht, dass es für ein Kind wichtig ist, in den ersten drei Jahren von der Mutter „eine Rundumbetreuung" zu bekommen. Alles andere wäre ihr wie ein „Abschieben" des Kindes vorgekommen. Erst als Pia nach einem halben Jahr wieder stundenweise anfing zu arbeiten und Ute an den Wochenenden alleine für das Kind zuständig war, änderte sich diese Vorstellung. In den Vordergrund trat nun die Schwierigkeit, „den Tag rumzukriegen, alleine mit dem Kind". Ein Kind großzuziehen ist ein „Job", so Ute, „der anstrengender ist als jede andere Arbeit". Jetzt könne sie nachvollziehen „dass man als Frau auch irgendwo nicht nur Kind und Haushalt irgendwie existiert, sondern dieser Beruf halt schon auch 'ne gute Abwechslung ist". Ein Arrangement, in dem beide Elternteile erwerbstätig sind − „es irgendwie zusammen arrangieren, dass jeder von allem was hat" − ist dabei nicht nur für das Selbstbewusstsein der leiblichen Mutter wichtig, sondern auch „gut für das Kind". Die Mütter würden dann mit „mehr Elan und Aufmerksamkeit an das Kind heran gehen". Jetzt findet sie es schlimm, „Frauen zu verurteilen, die nach einem halben Jahr oder einem Jahr sagen, sie wollen wieder arbeiten gehen." In diesen Formulierungen ist die enge Verknüpfung gesellschaftlicher Normen mit dem Versprechen einer Identitätsstiftung besonders deutlich. In dem Maße, in dem neue Aspekte zu Utes Selbstverständnis als ‚Frau' hinzutreten, wird eine Kritik an der moralisch konnotierten *Zeitnorm* möglich.

Allerdings stellen auch Ute und Pia im Interview (etwas erschrocken) fest, dass sie seit der Geburt des Sohnes eine „klassische Rollenteilung" etabliert haben. Pia

erledigt den größten Teil der Hausarbeit. Und wenn Ute etwas macht, dann sind es „eher die schwereren Sachen“ (Getränkekisten schleppen, Müll). Sie übernehme „den männlichen Part“. In Bezug auf das Kind nehmen sie ihre Situation anders wahr.

U: Und ich glaube, dass wir als Frauenpaar da mehr wissen als, als, als

P: Als wie ’n Heteropaar, und das erleben wir auch immer. Wir sind ja nicht nur jetzt unter Frauen zusammen, wir haben auch ganz viele Heteropaare und wo man viel mitbekommt, dass die Männer eigentlich aus dieser ganzen Kind-Beziehung oder Erziehung oder so was total draußen sind. Also viele, nicht alle. (...) Ich hab auch schon ganz extreme Fälle, wo das Kind sechs Monate alt ist und der Mann hat noch nicht einmal Windeln gewechselt. Wo ich mir denke: Hallo, hast du mit entschieden, dass wir jetzt ’n Kind bekommen. Also das ist bei uns überhaupt kein Thema.

U: Also ich kämpf auch da, oder ich sag auch, ich will jetzt die Windeln wechseln oder ich will jetzt hier irgendwie Zeit mit ihm haben.

Pia und Ute argumentieren in dieser Passage mit ihrem Geschlecht: Gerade weil sie zwei Frauen sind bzw. sie sich als ‚Frauen‘ mehr für die Beziehung zum Kind interessieren, gestaltet sich das *parenting* nicht klassisch. Beide wollen Zeit mit dem Kind verbringen. Um diesen Wunsch zu erfüllen, muss Ute „kämpfen“: Manchmal gegen Pia, die aufgrund ihrer täglichen Erfahrungen besser über das Kind Bescheid weiß. Manchmal gegen die Zwänge der Erwerbsarbeit. Und manchmal gegen sich selbst − nämlich dann, wenn sie müde von der Arbeit nach Hause kommt und/oder gerne Zeit für sich alleine hätte.

Fazit

Paare, die Kinder bekommen, *müssen* sich auf die eine oder andere Weise mit den Anrufungen auseinandersetzen, die mit der Ideologie der ‚Familie‘ verbunden sind. Diese Notwendigkeit verstehe ich im Anschluss an die Theorie der Interpellation nicht als einen Zwangsmechanismus, gegen den sich die Angerufenen im Sinne einer Befreiungslogik wehren sollten oder können. Denn die Auseinandersetzung mit bestehenden Normen und ‚Gesetzen‘ ist Teil des Prozesses, in dem Personen als ‚Mutter‘ oder ‚Vater‘ identifiziert werden. Zwingend meint also notwendig für die Subjektwerdung. So verbinden die Befragten mit der normativen Vorstellung darüber, was für ein Kind richtig und wichtig ist und was von den Eltern erwartet wird, immer auch ein Versprechen. Die Norm geht mit einem Gewinn für die SprecherInnen einher. Dabei versprechen sich die Interviewten unterschiedliche Dinge von der Betreuung und Fürsorge ihrer Kinder: eine bedingungslose Beziehung, eine Alternative zur (wenig erfüllenden) Erwerbsarbeit, ein „Gemeinschaftsprojekt“ (Pia)

mit der Partnerin. Diese Liste ließe sich fortsetzen. Der zentrale Punkt ist hier: Mit diesen unterschiedlichen Versprechungen sind unterschiedliche Selbstverständnisse als ‚Mutter'/‚Vater' sowie verschiedene Praxen familialer Arbeitsteilung verknüpft. Dargestellt werden nicht nur ‚Mütterlichkeit' in Abgrenzung von ‚Väterlichkeit', sondern auch unterschiedliche Arten von ‚Mütterlichkeit' und ‚Väterlichkeit'. Diese verschiedenen Formen geschlechtlicher Selbstverständnisse sind sowohl Indiz für einen Wandel als auch für eine zähe Persistenz traditioneller familialer Geschlechterarrangements.

Anmerkungen

1 Es handelt sich bei dieser Untersuchung um ein laufendes Habilitationsprojekt, das von der Universität Basel mit einem Stipendium unterstützt wird.

2 Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation*, Konstanz 1999, S. 6. Helga Krüger: „Die Analyse ehepartnerlicher Erwerbsverläufe − Ansatzpunkte für modernisierungstheoretische Überlegungen", in: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg.): *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim 1993, S. 209-226. Mit dem Konzept der „Institutionalisierung von Lebensläufen" wird die gesellschaftliche Strukturiertheit familialer Geschlechterarrangements hervorgehoben. Von Bedeutung ist dabei die spezifische Struktur und Organisation der verschiedenen Institutionen (Familie, Bildungssystem, Arbeitsmarkt und Versicherungssystem) sowie deren geschlechtsspezifische Verschränkung im Lebenslauf der EhepartnerInnen.

3 Siehe hierzu: Arlie Hochschild/Anne Machung: *The second shift: Working parents and the revolution at home*, New York 1989. Ute Notz: *Manager-Ehen. Zwischen Karriere und Familie*, Konstanz 2004. Einige Studien stellen dabei auch die ökonomischen Aspekte der Paararrangements ins Zentrum ihrer Untersuchungen. Siehe z.B. Christine Wimbauer: *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*, Frankfurt/M. 2003.

4 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1973.

5 Um verschiedene Dimensionen und Aspekte der Konstruktion von Geschlecht in den Blick zu bekommen, greife ich zum einen auf die ethnomethodologische Konzeption von Geschlecht als *doing gender* zurück (Candace West/Don H. Zimmermann: „Doing Gender", in: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hrsg.): *The Social Construction of Gender*, Newbury Park 1991, S. 13-37; Erving Goffman: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Hubert Knoblauch (Hrsg.): *Interaktion und Geschlecht*, 2. Auflage, Frankfurt/M. 2001, S. 105-158). Zum anderen beziehe ich mich auf die diskurstheoretische Konzeption von Geschlecht als „performativer Akt" (Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.). Die erste Konzeption hebt die Bedeutung der Mechanismen und Strukturen von sozialen Interaktionen hervor, die zweite rückt „Geschlechternormen und deren wirkmächtige Anrufungspraxis" ins Zentrum ihrer Analyse (Andrea Maihofer: „Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung", in: Urte Helduser/Daniala Marx/Tanja Paulitz/Katharina Pühl (Hrsg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt/M./New York 2004, S. 40).

6 Louis Althusser: „Ideologie und ideologische Staatsapparate", im gleichnamigen Band, Hamburg/Berlin 1977, S. 108-153.

7 Verschiedentlich wurde darauf hingewiesen, dass diese Szene auch allegorisch verstanden werden kann, sich also nicht ereignen braucht, um wirksam zu sein. Die Anrufung ist demnach „eine ganz bestimmte Inszenierung des Rufes". Judith Butler: „Das Gewissen macht Subjekte aus uns allen. Subjektivation

nach Althusser“, in: Dies.: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/M. 2001, S. 101.

8 Ebd., S. 102.

9 Ebd., S. 102.

10 Ebd., S. 110.

11 Diese Vorstellung findet sich auch in wissenschaftlichen Diskursen wieder. So zum Beispiel in der Unternehmensstudie von Hochschild, in der sie beschreibt, wie der Arbeitsplatz für die Angestellten aller Etagen aufgrund der langen Arbeitszeiten zum Zuhause wird und in den Familien ein tayloristisches Zeitregime Einzug hält. Es sind vor allem die Kinder, die nach Hochschild unter diesem taylorisierten Zuhause leiden. Vgl. Arlie Russel Hochschild: *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen 2002.

Literatur

Althusser, Louis: „Ideologie und ideologische Staatsapparate“, in: Ders: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, übers.: Peter Schönler und Klaus Riepe, Hamburg/Berlin 1977, S. 108-153.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Katharina Menke, Frankfurt/M. 1991.

Butler, Judith: „Das Gewissen macht Subjekte aus uns allen. Subjektivation nach Althusser“, in: Dies.: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, übers.: Reiner Ansén, Frankfurt/M. 2001.

Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, übers.: Ulrich Köppen, Frankfurt/M. 1973.

Goffman, Erving: „Das Arrangement der Geschlechter“, in: Hubert Knoblauch (Hrsg.): *Interaktion und Geschlecht*, 2. Auflage, übers.: Margarethe Kusenbach und Hubert Knoblauch, Frankfurt/M. 2001, S. 105-158.

Hochschild, Arlie Russel/Machung, Anne: *The second shift: Working parents and the revolution at home*, New York 1989.

Hochschild, Arlie Russel: *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen 2002.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter: *Die Illusion der Emanzipation*, Konstanz 1999.

Krüger, Helga: „Die Analyse ehepartnerlicher Erwerbsverläufe – Ansatzpunkte für modernisierungstheoretische Überlegungen“, in: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg.): *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim 1993, S. 209-226.

Maihofer, Andrea: „Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung“, in: Urte Helduser/Daniala Marx/Tanja Paulitz/Katharina Pühl (Hrsg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt/M./New York 2004, S. 33-43.

Notz, Ute: *Manager-Ehen. Zwischen Karriere und Familie*, Konstanz 2004.

West, Candace/Zimmermann, Don H.: „Doing Gender“, in: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hrsg.): *The Social Construction of Gender*, Newbury Park 1991, S. 13-37.

Wimbauer, Christine: *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*, Frankfurt/M. 2003.